

KLEINER STIMMUNGS-ATLAS  
IN EINZELBÄNDEN

---

S

---

MORITZ SENARCLENS DE GRANCY

»SELBSTWISSEN«

MORITZ SENARCLENS DE GRANCY

# SELBSTWISSEN

Textem Verlag

## INHALT

Kleiner Stimmungs-Atlas in Einzelbänden  
Hg. Gustav Mehlenburg, Nora Sdun  
Gestaltung: Christoph Steinegger/Interkool  
Korrektur: Textem  
Bd. 17 – S: Selbstwissen, Moritz Senarclens de Grancy

© Textem Verlag, Hamburg 2018  
Druck: druckhaus köthen  
ISBN: 978-3-941613-93-5  
[www.textem-verlag.de](http://www.textem-verlag.de)

1. Wozu Selbstwissen?	
Selbstbefragungen	9
Zugänge zum Selbst	12
Wahrheitssuche	13
Das entblößte Selbst	16
Fetischselbst	20
Selbstheldentum	23
Selbstverdopplungen	27
2. Genesis: Verführung zum Wissen	
Anfänge des Wissens	31
Scham und Schuld	39
Sexualität und Geschlechtsidentität	41
3. Gastmahl: Liebe und Hass	
Eros und die Hebammenkunst	48
Wissensdurst	56
Die Fraglichkeit des Fragens	62
Die Tragikomödie des Selbst	67
4. Ödipus: Vergebliches Selbstwissen	
Das Wissen der anderen	71
Ironie des Schicksals	73
Verhindertes Wissen	77



Adolph Menzel  
*Rechte Hand mit Farbnapf*  
 Gouache, 1864

5. Studien über Hysterie: Bruchstücke des Selbstwissens	
Das Symptom als selbst gemachtes Rätsel	80
Dem Affekt Worte geben	83
Der Sinn der Mitteilung	86
Katharsis im Privattheater	88
Der Geruch verbrannter Mehlspeise	94
Anordnungen für Selbstwissen	97
6. Verdammtes Selbstwissen	
Was vom Selbst gewusst werden soll	100
Das gespaltene Ich	101
Der Glaube ans Selbst	104
Jenseits des Selbst	106
Aporien des authentischen Selbst	111
Das Selbst in der digitalen Moderne	115
7. Selbsterkenntnis	
Der andere Schauplatz des Selbst	125
Aussetzen der Vernunft	129
Umordnungen des Wissens	136
Vom Anderen zum Selbst	140
Das Problem mit der Vielfalt	142
Das Andere selbst	146
Bibliografie	153

Normalerweise ist uns nichts  
gesicherter als das Gefühl  
unseres Selbst.

Sigmund Freud,  
*Das Unbehagen in der Kultur*, S. 423

*Gnothi seauton* – Erkenne dich selbst! – lautet ein antiker delphischer Spruch; er unterstellt dem Menschen die Fähigkeit, sich seiner selbst bewusst werden zu können. Doch wie gelangen wir zu einem Wissen vom Selbst? Dieser Essay untersucht die Frage des Selbstwissens an vier prominenten Grundsituationen der abendländischen Kulturgeschichte: Evas Verführung zum Wissen im *Ersten Buch Mose*, die Lehre vom Eros in Platons Dialog *Das Gastmahl*, Ödipus' Scheitern am Selbstwissen in Sophokles' Drama *König Ödipus* und nicht zuletzt die Entdeckung eines unbewussten Selbst in Sigmund Freuds *Studien über Hysterie*. Dabei scheint eines gesichert: Die Frage nach dem Wissen vom Selbst ist weniger ein Problem des Wissens als vielmehr eines des Selbst. Denn tatsächlich sprechen wir nie als autonomes Selbst, denken nie vom Selbst, sondern vom anderen aus. Einmal kommt indes der Moment, wo ein jeder um alles in der Welt wissen will, was das Selbst vom anderen trennt.

## 1. WOZU SELBSTWISSEN?

### SELBSTBEFRAGUNGEN

Es gibt ein Gesellschaftsspiel, das »Wer bin ich?« heißt. Ein Name, sagen wir Napoleon, Einstein oder Maria Stuart, wird auf ein Papier geschrieben und an einer Person befestigt, der nicht gesagt wird, wie der Name lautet. Sie muss herausfinden, wer sie ist, indem sie allen anderen Fragen stellt. Der gesuchte Name ist gefunden, wenn es gelingt, die Antworten in den richtigen Zusammenhang zu bringen. Das Spiel offenbart, was das Besondere am Selbstwissen ist: Die erkennende und die erkannte Instanz fallen zusammen – im Selbst trifft das Wissen auf die Bedingungen des eigenen Zustandekommens. Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit, denn zugleich existiert das Selbst überhaupt nur dank der anderen, die ihm hier und da einen Zettel anheften.

Nicht wenige Zeitgenossen halten es jedoch für das Normalste auf der Welt, sich selbst zu kennen – und viele glauben sogar, sich selbst besser zu kennen als den Freund, die Freundin, die Kollegen oder Familienmitglieder. Auf den ersten Blick spricht manches dafür, dass sie recht haben. Denn mit dem eigenen Selbst hat das Individuum andauernd zu tun. Ich bin mit meinem Selbst untrennbar verbunden, denkt man sich, also kenne ich es auch am besten, andernfalls würde mit mir etwas nicht stimmen. Doch gibt es im Leben vielerlei Situationen, die dieser Annahme widersprechen und den Eindruck nahelegen,

dass der Mensch von vielen Dingen etwas weiß – am wenigsten jedoch vom eigenen Selbst.

Besonders offensichtlich wird dies im Krankheitsfall: Für Einschränkungen von Wohlbefinden und Lebenskraft könnte ein jeder für sich selbst Ursachen und Gründe finden. Beim Arzt sind wir dann aber davon überzeugt, nur ein anderer wisse, was uns fehlt oder was wir haben. Wer kann da schon behaupten, über sich Bescheid zu wissen? Dasselbe gilt für jene Perpetuierungen im Berufs- oder Privatleben, die man schicksalhafte Wiederholungen nennt, an denen sich der Einzelne das ein ums andere Mal stößt, unabhängig davon, wie klug, mächtig oder wohlhabend er ist. Unser Selbst erweist sich in vielen Bereichen des Lebens als ein Wissensrätsel und fordert uns zu Selbsterkundungen heraus. Das Auffinden dieser unzugänglichen Aspekte des Selbst stellt derweil nur eine andere Formulierung für dasjenige dar, was hier unter dem Stichwort *Selbstwissen* untersucht wird.

Dabei steht fest, dass es jeden und jede betrifft: Denn jeder Mensch ist auf die Entwicklung und Aufrechterhaltung eines Selbstwertgefühls bedacht. Dies lässt sich etwa daran erkennen, dass das Selbst heute offener denn je zur Schau getragen wird. Typische Beispiele für die populäre Stilisierung des Selbst sind Fitnesskult, Tätowierungen, Piercings, Mode oder die Selbstkorrekturen durch die Schönheitschirurgie. Mit der massenhaften Nutzung der Medien des Selbst – Facebook oder Instagram zum Beispiel – mit ihren unbegrenzten Möglichkeiten der Selbststilisierung stieg auch der Wert professioneller Bilder für die Inszenierung des Selbst. Viele Nutzer von sozialen

Netzwerken betrachten das Selbst wie eine Marke, die es nach den Regeln des Marketings in konkurrierenden Selbstdarstellungen zu positionieren gilt. Dieser Trend zur Selbstdarstellung erweckt den Eindruck, als sei das Selbst das Paradigma des digitalen Zeitalters. Dabei liegt es in der Natur des Menschen, sich zum Objekt der eigenen Neugier zu machen. Schon der antike Narziss-Mythos erzählte die Geschichte einer Selbstbezüglichkeit, die in einer solipsistisch abgeschlossenen Selbstliebe endet. In der abendländischen Kulturgeschichte ist es zugleich der erste Fall eines Verzichts auf Selbstwissen. Dieses Scheitern ist paradoxerweise die Folge radikaler Selbstverliebtheit. Sie rührt daher, dass Narziss kein *anderes* Wissen in sein Selbstverhältnis zu integrieren bereit ist. Das Wissen der anderen existiert für ihn nur zur Bestätigung seines Selbstideals – am *Zustandekommen* des eigenen Selbst hat es keinen Anteil. In diesem Akt von Selbstschöpfung verliert sich das narzisstische Ich und geht schließlich an seiner Selbstwahl zugrunde. Selbstwissen, so scheint es, ist keine unabhängige Größe, sondern muss sich gegenüber anderen verantworten. Daher ist es sonderbar, dass das Subjekt unserer Moderne ganz auf Selbstoptimierung setzt. Dieser Entwicklung kommt entgegen, dass die Digitalisierung die Kontrolle des persönlichen Lebensglücks durch eine zunehmend engmaschige Selbstüberwachung erlaubt. Dank modernster Mess- und Datentechnik wandelt sich das moderne Individuum zum Objekt umfangreicher Selbsterforschungen, weshalb der Zufall als Einflussfaktor auf die Entwicklung des Selbst weitgehend ausgeschlos-

sen werden kann. Es führt mitunter aber auch dazu, dass beispielsweise Gesundheits- und Fitnessdaten dem Einzelnen das Erleben vorgeben und ein detailliertes Selbstwissen suggerieren. Allerdings fragt sich, wessen Interessen das Selbst Folge leistet, wenn es sich daran gewöhnt, dass Gesundheits-Apps und andere intelligente Maschinen ihm sein Wissen vom Selbst vorgeben? Ist Selbstwissen maschinell auslesbar? Was ist mit jener Seite des Selbst, die spricht, fühlt, fantasiert, träumt, liebt und hasst? Das Selbst erweist sich als ein Bild, auf dem es vieles zu sehen gibt.

#### ZUGÄNGE ZUM SELBST

In der modernen Wissensgesellschaft wächst der Anteil dessen, was wir nicht wissen, täglich. Von den Dingen, die uns unmittelbar betreffen, haben wir zwar einigermaßen detaillierte Kenntnisse, dessen ungeachtet ist nicht immer klar, in welchem Verhältnis wir zu diesem Wissen stehen. Besonders augenfällig wird dies nicht nur im Fall der Erkrankung oder bei psychischen Problemen, sondern auch wenn das Individuum wiederholt an denselben Dingen scheitert. Nicht zuletzt aus diesem Grund gibt es seit jeher Quellen des Selbstwissens, die außerhalb des Selbst liegen: Ärzte, Psychoanalytiker, Psychotherapeuten, aber auch Wahrsager und Astrologen gehören zu den Anbietern von Dienstleistungen, bei denen sich das Individuum an einen anderen wendet, um etwas über sich in Erfahrung zu bringen. Insofern stellt sich die Frage, wo wir das Selbstwissen verorten müssen.

Liegt es in uns oder doch eher bei einem anderen, der es uns vermittelt? Oder gibt es für das Selbstwissen noch andere Schauplätze, an denen es sich zeigt? Eröffnen nicht auch Träume ein Selbstwissen, sodass wir uns viel eingehender mit den nächtlichen Fantasiegebilden befassen sollten? Oder versteckt sich das Selbstwissen zwischen den Zeilen von Tagebüchern und Korrespondenzen? Erlauben nicht auch Gedichte, Kurzgeschichten und andere Niederschriften des sprachbegabten Subjekts Rückschlüsse auf sein Selbst? Das »Schreibbegehren« gehört zu jenen Techniken des Selbst, von denen sich immerhin sagen lässt, dass es das Autonome als Werk, Text und Begierde »konkret denken« will.<sup>1</sup> Denn anders als beim digitalen Vermessen von Biodaten vermag sich beim Schreiben eine Dynamik freizusetzen, die plötzlich unklar werden lässt, inwieweit das Schreiben überhaupt als ein autonomer Prozess gelten kann. Bei aller Bedachtsamkeit im Formulieren schreibt ganz offenkundig etwas am Text mit, das alle autonomen Wissensansprüche unterwandert. Kurz gesagt, zur Erforschung des Selbst sind besondere Kniffe der Evidenz erforderlich.

#### WAHRHEITSSUCHE

Indes galt *Wahrheit* einmal als etwas, das sich gerade ohne besondere Mühen des Wissenwollens – quasi von selbst – einstellt: In antiker Vorstellung bleibt der erkennende Mensch ganz passiv, stellt sich Erkennt-

1) Freud, *Schreibbegehren*, S. 74

nis, so der Glaube, doch als das Ergebnis des Drängens der Sache selbst ein. Anders verhält es sich in Bezug auf die Vorstellung von dem, was *Wissen* sei: Für Platon war Wissen gleichbedeutend mit einer wahren gerechtfertigten Meinung, während die Aristotelische Ethik den Wissensbegriff in einem doppelten Sinn auffasst: »Wer Wissen hat und davon Gebrauch macht, wird als wissend bezeichnet – und so wird doch ein Unterschied sein, ob jemand, wenn er das Ungehörige tut, ein Wissen hat, es aber nicht wirksam werden lässt, oder ob er es hat und auch wirksam werden lässt.«<sup>2</sup> Wider besseres Wissen handelt etwa der Unbeherrschte, während der Schlafende, der Wahnsinnige und der Betrunkene ein Wissen haben und es zugleich nicht haben. Dieselben Probleme im Umgang mit Wissensfragen bereiten Liebesbegierden, Hass und ähnlich starke Leidenschaften. Menschen in diesen Zuständen, lehrt uns Aristoteles, sprechen zwar formal korrekt, haben jedoch kein Wissen, weil es sich noch nicht mit ihnen verachsen hat. Sie gleichen eher Bühnendarstellern. Die Philosophie bestimmt den Wissensbegriff unterdessen häufig anhand von begrifflichen Paarbildungen: Kant unterschied ein apriorisches und ein Wissen a posteriori; für die Linguistik macht Chomsky ein angeborenes und ein erworbenes Wissen aus. Der ungarisch-britische Wissenschaftstheoretiker Michael Polanyi kennt ein explizites und implizites Wissen, während der US-amerikanische Kognitionspsychologe John R. Anderson von deklarativem und proze-

2) Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, Abschnitt VII 5 I a

duralem Wissen spricht. Wissen wird hier als ein dyadisches Phänomen konzipiert, dessen Spezifik nicht nur zu allen Epochen und in allen Forschungsbereichen immer wieder neu gefunden werden muss, sondern das sich zudem auch in ein stabiles und ein weniger stabiles Wissen unterteilt.

Dessen ungeachtet entnehmen wir Platons Dialog *Theitet*, dass am Ursprung aller Philosophie das Staunen steht: Wer nicht genug erstaunt, ist nicht ausreichend Philosoph. Allerdings nimmt nicht jeder gern die Haltung des staunenden Philosophen ein, wenn es ums Persönliche – ums Selbst – geht, denn das Staunen, so wäre doch zu befürchten, könnte einmal in Zweifel oder Irritation umschlagen. Gerade in der Erfolgsgesellschaft unserer Zeit sehnt sich das Individuum nach einem Selbst ohne unangenehme Überraschungen.

Doch was kennzeichnet ein stabiles Selbst? Ist es der Wunsch nach Eindeutigkeit in einer Welt unzähliger Chancen der Selbstverwirklichung? Weshalb überhaupt diese Notwendigkeit zu wissen, wer oder wo das Selbst ist? Warum sollte man das Selbst so genau unter die Lupe nehmen, wo doch schon die neoliberale Ökonomie haufenweise Vorbilder für das gute und richtige Leben vorformuliert: Wir sind für Biogemüse und Rauchverbote der Gesundheit zuliebe, wir nutzen der Umwelt zuliebe Energiesparlampen und Elektroautos und sind für mehr Sicherheit in allen erdenklichen Belangen. Wir denken an die Kosten, weil Sparen vernünftig ist und Verschwendungssucht sich rächt. Das Effizienzdenken ist uns allen längst in Fleisch und Blut übergegangen –



im Business, bei den privaten Ausgaben und sogar beim Sex, der keine vergebene Liebesmüh sein soll. Die Auseinandersetzung mit dem Selbst erscheint bei all dieser Klarheit eine überflüssige Mühe.

Wenn da nicht die persönlichen Defizite wären. Damit im Privaten wie auch im Beruflichen alles optimal läuft, überlegen wir uns genau, was wir von uns in der Öffentlichkeit preisgeben. Die Auseinandersetzung mit dem Selbst erfüllt in dieser Sichtweise den Zweck einer Selbstdisziplinierung, die sich weniger an Wahrheit und Selbsterkenntnis denn an Selbstoptimierung und Selbstwirksamkeit ausrichtet. *Selbstwirksamkeit* ist ein Begriff des Lerntheoretikers Albert Bandura, der davon ausgeht, dass der Mensch seine eigenen Fähigkeiten entwickeln kann, wenn er nur entschlossen genug daran glaubt. Ohne Übertreibung trifft der Begriff den Nerv der modernen Lebenskunst und ihrer Be-yourself-Imperative. Er bereitet die Grundlage des allgegenwärtigen Authentizitätsdenkens, das den Einzelnen unabhängig von seiner soziokulturellen Einbettung konzipiert und damit alles außer Acht lässt, was wir seit Hegel, Marx und Freud über das Zustandekommen des Individuums wissen.

#### DAS ENTBLOSSTE SELBST

Hinter der Neugier auf das Selbst liegt der Bruch mit dem Naturverbund, wie er sich phänotypisch im Sündenfallmythos ereignet. Die Geschichte von Adam und Eva handelt von jener einschneidenden Veränderung, die eintritt, wenn sich ein Begehren nach

Wissen einzustellen beginnt. In der Konsequenz geht nicht nur das Paradies verloren, sondern der Mensch ist auch zum Gebrauch seiner Intelligenz verdammt. Das Denken wird notwendig, weil die Welt der postparadiesischen Ära von Unterschieden nur so wimmelt und in der Unterschiede tatsächlich etwas bedeuten. Ohne die Fähigkeit, Unterscheidungen treffen zu können, gibt es in ihr kein Überleben: Von alltäglichen Handlungen bis zu gravierenden Weichenstellungen des Lebens müssen *Entscheidungen* getroffen werden, die ihrerseits voraussetzen, dass der Einzelne in der Lage ist, mit Unterschieden umzugehen. Wer zaudert und zu lange auf einen Wink Gottes wartet oder wer in lustvoller Abstinenz vom Denken dahinschweigt, für den entscheiden andere, meist wenig göttliche Instanzen. Auf der anderen Seite ist der Mensch nun frei, nach eigenem Gutdünken zu handeln. Allerdings hat diese Freiheit enge Grenzen, denn mit jeder Entscheidung legt sich der Mensch fest und schließt die Alternativen aus. Entscheidungen verlangen neben Klugheit und Erfahrung die Bereitschaft zum Verzicht.

Der weise Mensch ist darauf angewiesen, durch sein Wissen zu sich selbst zu finden, soweit er anders als das Tier nicht auf ein angeborenes Instinktwissen zugreifen kann. Seine fehlende Ausstattung mit Instinkten erweist sich ihm als Fluch und Segen zugleich. Denn der Sündenfall handelt nicht nur vom Bruch mit dem Naturverbund und dem Eintritt in das selbständige Denken. Von Anfang an spielt der Blick des Subjekts auf sein Sexualobjekt die entscheidende Rolle. Die erste Erfahrung der Menschheit ist die